

LS HAWKER  
„AUS  
NÄCHSTER  
NÄHE

THRILLER



HarperCollins

## 5. KAPITEL

Bei ihrer Rückkehr stand vor dem Haus ein Kastenwagen, an dessen Seitenwand der Schriftzug *Lock It Up!*, ein goldener Schlüssel und eine Telefonnummer zu sehen waren.

Wie war Nessa je ohne Isabeau zurechtgekommen?

Hand in Hand mit Daltrey ging sie auf das Haus zu und sah einen langhaarigen jungen Burschen in Arbeitskluft, der vor der Haustür kniete und den Drehknopf abmontierte.

»Hi«, sagte Nessa.

»Hi«, sagte der junge Mann. Auf seinem Namensschild stand »Brady«. »Bin gleich fertig«, sagte er. »Die Hintertür ist schon erledigt.«

»Ich hole Ihnen einen Scheck«, sagte Nessa und führte Daltrey ins Haus. Er stürmte in die Küche, bestimmt, um nach Isabeau zu suchen.

»Tolles Haus haben Sie«, sagte Brady, der Schlosser.

»Danke«, sagte Nessa.

Der junge Mann erhob sich. »He, Ihr Babysitter oder so sagte, Sie seien Nessa von *Unknown Legends*.«

»Stimmt«, sagte sie. Sie wollte sich nicht groß mit ihm unterhalten, aber unhöflich sein wollte sie auch nicht.

»Sie sehen ganz anders aus, als ich Sie mir vorgestellt habe«, sagte er und ließ den Blick über ihren Körper wandern.

»Das geht vielen Leuten so«, sagte sie. Mit ihrer Körpersprache versuchte sie, ihm zu vermitteln, dass sie viele wichtige Dinge erledigen musste, doch er ignorierte die Botschaft.

»Wenn man Sie im Radio hört, würde man nie darauf kommen, dass Sie wie eine ganz normale Mutter aussehen.«

Du dagegen siehst tatsächlich so aus wie die Aushilfe eines Schlossers.

»Ich hätte Sie mir eher als wilde Braut vorgestellt, so mit Tattoos und Piercings und so.«

Beinahe hätte sie entgegnet: Oh, ich habe Piercings. Nur stecke ich sie nicht mehr rein. Ich trage nur noch geschmackvolle Ohrringe.

Und Tätowierungen? Klar hatte sie welche gehabt. Ihr gesamter linker Arm war mit Tattoos bedeckt gewesen, und es hatte sie zwei lange Jahre, Tausende Dollar und jede Menge Schmerzen gekostet, um sie entfernen zu lassen. Das Gelb und Grün wegzubekommen war allerdings nahezu unmöglich wegen der spiegelnden Eigenschaften der Farbtinte, deshalb sah man noch einige Teile, und dies war der Grund, warum Nessa immer lange Ärmel trug, selbst im brütend heißen Sommer, für den Kansas berüchtigt war.

Das Einzige, das zu entfernen sie nicht übers Herz gebracht hatte, war das *Glimmer-Twins* – Tattoo an der weichen Unterseite des Arms; ihre beste Highschool-Freundin hatte an der gleichen Stelle die gleiche Tätowierung gehabt.

Candy, ihre letzte richtige Freundin. Ihre Seelenverwandte.

Oh nein. Nessa war kurz davor, vor diesem Kerl loszuflennen. Sie wandte sich schnell ab.

»Und dieses Musik-Blog haben Sie doch auch, oder?«, sagte Brady. »Ist ziemlich gut.«

»Ich muss das Mittagessen für mein Kind zubereiten«, sagte sie und spürte, dass ihre Augen feucht wurden. »Ich hole Ihren Scheck.«

»Danke«, sagte er. »War nett, sich mit Ihnen zu unterhalten.«

Nessa ging in die Küche und beugte sich über die Spüle, fürchtete, sich übergeben zu müssen.

Jeden Tag. Jeden Tag war es ein Kampf, nicht an Candy zu denken.

Scheiße. Nun musste sie heute Abend in ihrem AA-Blog über Candy schreiben.

Unter »Bedauern«.

Unter »Verletzung und Schmerz«.

## 1. 6., Teil 2

*Geständnis: Ich habe den jungen Schlosser in Gedanken herabgewürdigt. Für wen zum Teufel halte ich mich eigentlich? Oh, klar, ich bin ein Star, Baby. Das, was meine Mom immer von mir wollte, aber die Ironie bei dem Ganzen ist, dass niemand aus meinem alten Leben weiß, dass ich ein Star bin.*

*Aber das ist nicht das Thema meines heutigen Eintrags.*

*Zum ersten Mal seit einer ganzen Weile denke ich wieder an Candy. Es ist schwierig, zu weinen und dabei zu schreiben, deshalb weine ich erst mal.*

*Okay. Als ich Candy in der neunten Klasse zum ersten Mal begegnete, war es, als würde ich in einen Spiegel blicken. Candy hatte dieselbe Frisur wie ich – kurz und dunkel mit blonden Strähnen (nicht vergessen, es war der Beginn des neuen Jahrtausends), braune Augen wie ich, die gleiche Gesichtsform, die gleiche Figur. Wir konnten uns auf den ersten Blick nicht leiden.*

*Wir gingen auf eine der schlimmsten Highschools in ganz Amerika; den Namen der Schule nenne ich nicht, denn wen kümmert's? Metalldetektoren am Eingang, überall Sicherheitsleute, jede Menge Gangs. Zu dem Zeitpunkt hatte man mich schon mal beim Ladendiebstahl erwischt, mein Notenschnitt lag bei Vier, ich kiffte und trank, seit ich zwölf war, hatte mit dreizehn meine Jungfräulichkeit verloren. (Ich weiß, klingt alles ziemlich klischeehaft. Lächerlich.) Mom war selten zu Hause – sie versuchte, Geld ranzuschaffen. Dafür verdient sie schon irgendwie Respekt. Sie war immer auf der Suche nach einer »Gelegenheit«, nach einem Weg, aus den wenigen Möglichkeiten, die das Leben uns bot, etwas Besonderes zu machen. »Aus Zitronen Limonade machen« nannte sie es. Ich kenne niemanden, der so viele Pläne ausgeheckt hat wie sie – ständig entwickelte sie irgendwelche Ideen, wie man schnell zu Geld kommen könnte, und manchmal klappte es sogar. Sich einen normalen Job zu besorgen war etwas für gewöhnliche Leute. Warum sie sich für etwas Besseres hielt, ist mir ein Rätsel.*

Sie ging auch öfter mal zum Vorsprechen und ergatterte hier und da eine kleine Filmrolle. Wenn nachts im Kabelfernsehen Das Buch des Todes läuft, sehe ich mir den Streifen bis zu der Szene an, wo Mom hinterm Schalter der Zulassungsstelle steht und eine Schere ins Ohr gerammt bekommt.

Hin und wieder nahm sie doch einen normalen Job an, als Empfangsdame, Kellnerin oder Kartenverkäuferin im Kino – bis sie unweigerlich rausflog.

Wie auch immer, als ich herausfand, dass Candy eine Streberin war, ein braves Zuckerpüppchen, machte ich es mir zur Aufgabe, sie zu verarschen. Vor allem weil ich nicht wollte, dass sie mir meinen coolen Ruf bei den Latinas versaute, wegen ihrer guten Noten und ... okay, jetzt muss ich noch mal heulen.

Also, wie wurden wir Freundinnen? Als Brandon mal eine Weile keine Gesundheitsprobleme hatte, nahm er mich zu einem Konzert von Queens of the Stone Age im Troubadour in West Hollywood mit; keine meiner Freundinnen wollte mich begleiten, denn sie standen nicht auf »Weiße-Jungs-Rock«. Nach der Vorgruppe ging Brandon aufs Klo, und als er zurückkam, erzählte er mir, er hätte mich draußen auf dem Gang stehen sehen. Es war natürlich Candy. Was hatte dieses spastische Häschen auf einem QOTSA-Konzert verloren?

Ich rannte raus und suchte nach ihr, und da war sie, ganz allein und super drauf, total in die Musik versunken. Ich war baff – ich brauchte einen Liter Bier und ein paar Joints, um gut drauf zu sein. Candy aber – die ich für eine Spießerin hielt – brauchte offenbar nur die Musik.

»Hey«, begrüßte sie mich erfreut, obwohl wir eingeschworene Feinde waren. Vielleicht lag es daran, dass niemand aus unserer jeweiligen Clique dabei war – Candy hing immer mit den braven schwarzen Mädchen ab. Ich fand heraus, dass sie auch gern Party machte, aber sie sagte etwas, das ich nie vergessen werde: »Man kann auch Spaß haben, ohne sich das Leben zu ruinieren. Man kann feiern, ohne dass es zum einzigen Lebensinhalt wird. Man kann gleichzeitig auch eine gute Schülerin sein. Man kann beides tun.«

»Du vielleicht«, sagte ich.

»Man muss sich entscheiden, wer man ist. Ist man eine Kiffer-Schlampe? Oder ist man ein Queens-of-the-Stone-Age-Fan und eine Dichterin und ...«

»Eine Dichterin?«, fragte ich ungläubig.

»Du hast im Literaturkurs einige Sachen von dir vorgelesen, schon vergessen?« Sie lächelte mich an. »Du bist jedes Mal da. Du hast Talent. Ich wette, du liest auch viel. Man kann nicht gut schreiben, ohne dass man liest.«

Zumindest was das Lesen anging, hatte sie recht. Ich weiß aber, dass ich kein großes Talent als Schriftsteller habe. Es reicht aus, mehr nicht.

Danach waren wir unzertrennlich, wie es so schön heißt. Wir nannten uns die Glimmer Twins.

Mehr kann ich heute Abend nicht schreiben, nur noch, was ich hinsichtlich Candy am zweitmeisten bedaure.

*Ihr überhaupt begegnet zu sein.*

## 6. KAPITEL

*Donnerstag, 2. Juni*

Nessa hatte wieder einen Albtraum von John. Sie saßen im Kanu auf dem Big Blue River und angelten.

»Du weißt doch, dass ich nicht gerne angle«, sagte Nessa im Traum, aber noch während sie sprach, blickte sie sich im frühmorgendlichen Licht um, schaute auf das frühlinggrüne Ufer und war glücklich.

»Aber diesmal fangen wir etwas ganz Besonderes«, sagte John und kurbelte an der Angelrolle. Er zog etwas aus dem Wasser, das sie erst für einen tiefgefrorenen Supermarkt-Truthahn hielt, aber dann erkannte Nessa, dass es ein Baby war.

Ein totes Baby.

John wandte sich ihr zu, ein grausames Lächeln auf den Lippen.

Sie schreckte aus dem Schlaf, das Herz hämmerte ihr in der Brust, als sei sie gerade eine Treppe in den fünften Stock hochgerannt. Sie war schweißgebadet.

*Scher dich zum Teufel, John.*

Nessas Träume waren oft so offenkundig, dass man sie für ein Psychologie-Lehrbuch hätte verwenden können. Ihre Beziehung mit John war wie ein hilfloses Baby. Wenn man ein Baby oder eine Beziehung nicht nährte, sondern ihnen Drogen verabreichte, dann starben sie.

*Wir halten ein totes Baby in unseren Händen.*

Es dauerte einige Augenblicke, bis ihr klar wurde, dass ein Klingeln an der Tür sie geweckt hatte. Nessa drehte sich auf die Seite und sah, dass es erst halb neun war. Sie hörte, wie der Bolzenriegel zurückschnappte und die Tür geöffnet wurde, dann sprach eine Männerstimme. Sie lauschte.

»Nein«, sagte Isabeau. »Er ist nicht hier.«

Mit gedämpfter Stimme sagte der Mann etwas, das sie nicht verstand.

»Sie schläft«, sagte Isabeau.

Weitere Worte.

»Wenn es sein muss. Würde es Ihnen etwas ausmachen, draußen zu warten?«

Nessa seufzte. Sie nahm an, es war ein Staubsaugervertreter, ein Zeuge Jehovas oder irgendein anderer Quasselkopf, der ihr etwa aufschwätzen wollte. Über der Türklingel stand ein großes Vertreterbesuch-unerwünscht-Schild, aber Leute, die imstande waren, das acht Meilen südlich von Manhattan gelegene, von dichtem Wald umgebene Grundstück zu finden, vergaßen in der Regel, dass sie lesen konnten, wenn sie endlich vor der Haustür standen.

Sie hörte, wie Isabeau zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hochstieg und an